



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das schlimme Karlchen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das schlimme Karlchen

Süßzig Jahre und länger ist es her, daß Liebig in Gießen Chemie lehrte und sein Laboratorium hielt, das erste in Deutschland, worin auf diese Weise und in diesem Umfange gearbeitet wurde. Die ältern Leute sprechen noch jetzt davon, wie von einem goldenen Zeitalter, und „zu Liebigs Zeiten“ ist für sie eine stehende chronologische Bezeichnung, wie *consule Manlio*. Männer aus aller Herren Ländern, alte und junge, kamen, arbeiteten und gaben viel Geld aus, manche blieben auch oder bauten doch zu vorläufigem Aufenthalt schöne Häuser, andre gingen, nahmen aber die Töchter des Landes mit sich, und allen diesen Segen verdankte man dem Vater Liebig. Was Wunder, daß die Stadt ihn hoch zu ehren suchte! Sie schenkte ihm ein großes, reizend gelegnes Gartengrundstück, die sogenannte Liebighöhe, und als er einen Ruf nach München erhielt, illuminirte man ihm zu Ehren, und der alte Lenz vom „Felsenkeller“ schrieb auf sein Transparent: „O großer Vater Liebig, an deiner Stelle blieb ich.“ Aber Vater Liebig blieb bekanntlich nicht, sondern verkaufte Haus und Garten, und die Liebighöhe erinnert heute nur noch mit ihrem Namen an die längst vergangenen Tage.

Selten ist wohl ein akademischer Lehrer so im edelsten Sinne des Wortes bei seinen Schülern beliebt gewesen wie Liebig, und es ist merkwürdig, wie ganz verschiedenartige Menschen sich in diesem Verhältnis gleicher Pietät zu ihm zusammensanden. Die ältern unter ihnen, zum Teil selbst berühmte Männer, sind fast alle gestorben, einige erst in den letzten Jahren. Zu diesen gehört ein ungleichartiger, ganz eigentümlicher Genosse, den man nach seinem spätern Leben schwerlich in diesem Kreise suchen wird, eine Erscheinung für sich. Es ist das „schlimme Karlchen.“ So hieß nämlich Karl Vogt in seiner Jugend, als er in Gießen Medizin studirte, bei seinen Freunden in Liebigs Laboratorium wegen seiner tollen Einfälle und Streiche. Das Diminutiv paßte nicht auf die körperlichen Verhältnisse des jungen Necken, es war eine freundliche Zugabe ihres Humors. Er hatte seine Studien noch nicht beendet, als er aus der Heimat floh, weil er wegen eines ziemlich harmlosen Vorfalls politisch verdächtig geworden war. Er ging über Straßburg in die Schweiz (sein Vater war seit einiger Zeit Professor der Medizin in Bern) und kehrte erst

zehn Jahre später, durch Liebig's Vermittlung, als Professor der Zoologie nach Gießen zurück. Das wäre nun sehr schön gewesen, und das „schlimme Karlchen“ in dieser Stellung mit seinen noch nicht einunddreißig Jahren ist sicher von vielen damals beneidet worden. Aber das Jahr 1848 stand vor der Thür. Das stellte auch Gießen auf den Kopf. Der sanfte Moriz Carrière, damals Privatdozent der Philosophie, zog auf die Dörfer rings umher und hielt Brandreden. Etwas Pathos war ihm von jeher Bedürfnis. Eine seiner Schriften betitelte er „Vom Geiste.“ Du hättest sagen sollen „von Sinnen,“ meinte dazu ein Freund. Karl Vogt nun verließ ebenfalls den Hörsaal und kommandierte die Bürgerwehr, in der seine ehemaligen Lehrer, auch Liebig, standen, ließ sich dann in das Vorparlament in Frankfurt wählen und saß bald auch in der Nationalversammlung, und zwar auf der äußersten Linken. Hier hielt er seine donnernden Reden mit den vielen nachmals berühmt gewordenen Pointen (z. B. dem so neutralen Standpunkte, „daß ich fast sagen möchte, es wäre gar kein Standpunkt“), goß seinen Zorn aus über alles, was Staat und Regierung hieß, vor allem über die Regierenden in seinem kleinen Lande, und zeichnete auf Blättchen die Karikaturen seiner Kollegen, deren Schwächen und Mißerfolge er in Spitznamen und boshaften Bemerkungen äußerst zierlich auszudrücken wußte, z. B. „die Reichsthräne weint Blech“ (Benedey). Offenbar war Vogt eine der interessantesten Erscheinungen in diesem Kreise, berühmte Ausländer, die ihn hatten reden hören, berichteten davon noch nach Jahren in ihren Memoiren; er war Führer der Linken geworden und hatte einen außerordentlichen Einfluß gewonnen durch sein immer schlagfertiges, rücksichtsloses Mundwerk. Hier konnte er die Gabe gebrauchen, die unter allen, die er hatte, wohl die bedeutendste, und die jedenfalls ihm selbst die liebste war; „ihm ist sein schlechtester Wit lieber, als sein bester Freund,“ sagte Simson schon damals von ihm. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß diese Frankfurter Zeit der Höhepunkt seines Lebens gewesen ist. Hier war er ganz in seinem Element, später fehlte es ihm immer irgendwo.

Bald hatte die Herrlichkeit in Frankfurt ein Ende. Seit dem 6. Juni 1849 tagte das Rumpfparlament in Stuttgart, er selbst mit, in der Würde eines Reichsregenten. Vierzehn Tage später mußte er froh sein, mit zweien seiner hohen Standesgenossen ungefährdet aus der Stadt entweichen zu können. Ob es dabei so martialisch hergegangen ist, wie er zu erzählen pflegte: er habe den wachhabenden Offizier angedonnert mit den Worten „Platz für die Reichsregenten,“ worauf der Bestürzte schleunigst das Thor für den Wagen hätte öffnen lassen — das weiß man nicht so genau. Andre haben vielmehr eine Erinnerung, die sich ungefähr deckt mit dem bekannten Versschluß eines Wischer'schen Liedes, wo es von einem Freunde Vogt's heißt: nur der Herwegh nicht, denn der versteckte sich unter's Spritzenleder. Er aber muß das Andenken an die einstige Größe liebevoll gepflegt haben, denn er ließ sich später gern von seinen französischen Freunden brieflich „mon cher Reichsregent“ anreden, und noch in seiner

letzten Sommerfrische kurz vor seinem Tode sollen die Bewohner des einsamen Alpenthales mit geheimem Grauen hinter dem herkulisch gebauten Fremden mit der weißen Haarmähne her geflüstert haben: c'est le monsieur qui a été empereur pendant trois jours. Ihm kam es zeitlebens, auch als Schriftsteller, mehr auf die Form und die Wirkung seiner Mitteilungen an, als auf die Thatfachen, aus denen er sie sich zufällig zusammensetzen mußte, und dieser für einen Lehrer oder Hörer immer angenehmen Mitte zwischen Wahrheit und Dichtung verdanken wir es, daß eigentlich kein einziges ihn selbst angehendendes Ereignis ganz gewöhnlich und ohne interessante Wendungen verlaufen konnte, wenn wir es uns nur von ihm selbst erzählen lassen. Wie merkwürdig geht z. B. die Weltgeschichte mit ihm um, als er noch Student ist und vor seinem erzürnten Landesvater in die Schweiz fliehen muß! Bis Kehl ist er glücklich gekommen, aber vor der Brücke, die nach Straßburg führt, wird allemal der Postwagen untersucht, und das „schlimme Karlchen“ hat keinen Paß. Schon tritt der gefürchtete Leutnant an. Was geschieht? „Ach, mein Leutnant, Ihre Elisabeth drüben in Straßburg hat den Fuß gebrochen beim Wasserholen, macht schnell, daß der Wagen durchkomme; hoffentlich geht alles gut, morgen geb ich Nachricht!“ Das Thor fliegt auf, der Wagen rasselt über die Brücke. Der Mann aber, der das gerufen und durch seine Geistesgegenwart den verfolgten Flüchtling gerettet und für weitre höhere Fügungen aufbewahrt hat, ist ein junger Mediziner, Rüß, nachmals Maire von Straßburg, ja der letzte Maire von Straßburg, der über dreißig Jahre später, als er die Nachricht von der Abtretung des Elsasses bekommt, wie vom Tode getroffen niederfällt. Und ihm widmet nun Karl Vogt seine politischen Briefe, worin er sich in Bezug auf alles 1870 und 1871 Geschehene gegen Deutschland und auf Frankreichs Seite stellt. Sind das nicht merkwürdige Dinge?

Der „Reichsregent,“ zu dem wir nun zurückkehren, konnte natürlich rätlicherweise nicht mehr vor seines noch nicht entthronten Landesherrn ungnädiges Angesicht treten und entkam glücklich nach der Schweiz. Dort blieb er fortan, wurde bald 1852 in Genf Professor verschiedner naturwissenschaftlicher Fächer und entwickelte daneben eine unglaublich umfangreiche Thätigkeit als Schriftsteller, aus der ihn der Tod in dem Alter von beinahe achtzig Jahren nach kurzem Kranksein am 5. Mai 1895 abrief. Auf diesem Genfer Leben Karl Vogts — es sind über vierzig Jahre — beruht das Andenken, in dem er bei uns in Deutschland steht. Aus dem einstigen deutschen Professor ist ein glänzender populärer Schriftsteller und Redner über alle möglichen Gegenstände des Naturlebens geworden, aus dem Revolutionär und Politiker von ehemals ein rühriger, geistprühender Agitator und vor allem ein Hasser und Lästler seines Vaterlandes. Denn wenn er sich auch gern den Anstrich gab, als stünde er über dem, was die Nationen entzweit, als gerechter Richter auf der hohen Warte der Weisheit: der Ingrim auf Deutschland, besonders auf Preußen, bestimmte ihn, wenn er Partei nahm, in jeder kleinen und großen

öffentlichen Frage. Der Freiheitskämpfer von 1848 begriff es nicht, daß es die Schleswig-Holsteiner in den sechziger Jahren nicht für eine Ehre ansahen, von dem vortrefflichen Dänemark gut und gerecht regiert zu werden. Und daß die Eroberung von Elsaß-Lothringen der größte Frevel war, den Deutschland begehen konnte, verstand sich für ihn, der fast ganz zum Franzosen geworden war, von selbst. Kürzlich hat ihm einer seiner Söhne, der zur Abwechslung den Vornamen William führt, ein Denkmal gesetzt in einer etwas eigenartigen Biographie, unter dem stolzen Titel: *La vie d'un homme par W. V.* (besser noch wäre gewesen: *par un homme*). (Stuttgart, Mägele.) Ob es ein Ehrendenkmal ist? Die Franzosen werden es ja vielleicht ganz gern lesen, was hier ein ehemaliger Deutscher ihren Gegnern nachsagt und nachruft, umfomehr als es gewöhnlich mit vielen Komplimenten für sie selbst verbunden ist: seine pathetischen Erklärungen in Zeitungen und an einzelne Freunde, seine Gassenhauer auf die deutschen Siege und auf Kaiser Wilhelm in den schweizerischen Wurstblättern. Wie sie aber im stillen über diesen Edeln denken mögen, der ihnen zu gefallen sein eignes Nest besudelt, sie, deren beste Eigenschaft eine glühende Vaterlandsiebe ist, dafür hat William natürlich keine Empfindung mehr. Er häuft zusammen, was er in seines Vaters Schubfächern finden konnte, und macht sein Buch daraus. Aber er thut uns damit nicht weh. Es hat uns vielmehr ein großes Vergnügen bereitet, dieses Denkmal des „schlimmen Karlchens.“ Unsern Lesern würde es ebenso gehen, wenn sie es einmal in der richtigen Stimmung durchblättern wollten.

Karl Vogt mußte erleben, daß sich alle, die er für seine Freunde und Genossen im Kampfe der Geister gehalten hatte, Freiligrath, Berthold Auerbach, Wischer, David Strauß, Stahr u. a. mit der neuen Ordnung absanden, zum Teil mit ihren Gedanken sogar dem neuen Reiche dienten. Robert Blum hatte ihm in einem Briefe, den er kurz vor seiner Hinrichtung an den Abgeordneten nach Frankfurt schrieb, seine Familie empfohlen; bald trug es sich zu, daß Hans Blum, sein Schützling, Bücher schrieb, in denen er Bismarck verherrlichte. Mit den Führern der Sozialdemokratie in London, der „Schwefelbande,“ hatte er sich längst überworfen. Der Alte blieb also immer mehr mit seinem Groll allein, sein Lachen war gezwungen, sein Witz mag ihm oft wehe gethan haben, als dem, gegen den er gerichtet war. In Williams Kopfe spiegelt sich die Welt, von der er schreibt, sonderbar. Für ihn ist z. B. der Nationalökonom Adolf Wagner, gegen dessen Vater Rudolf sein eigener Vater, der „Affenvogt,“ einst kämpfte, Redakteur des Vorwärts (ganz soweit sind wir doch noch nicht, denkt der vielleicht), während in dem verlassenen hessischen Vaterlande die Menschen, namentlich soweit sie zu der regierenden Klasse gehören, kaum auf der Stufe der Anthropoiden zu stehen scheinen, über die der Alte 1867 bis 1869 seine Wandervorträge in den deutschen Städten zum Teil mit sehr geringem Erfolge hielt. In Deutschland giebt es viel Soldaten und eine

schlechte Küche, außerdem noch Professoren, von denen die unangenehmsten Hofräte und Geheimräte sind und mancherlei Orden haben, während die besten Karl Vogt hoch verehren, obwohl er nur das Kreuz der Ehrenlegion (von Gambetta selbst erhalten!) hat. Zahlreiche Briefe sollen dies bestätigen. William macht seine Sache, so gut er kann. Wir andern haben den Eindruck, als ob sein Vater trotz der großen Berühmtheit, die uns hier verbrieft wird, doch wohl im Herzen seine deutschen Fachgenossen ein wenig beneidet oder doch glücklich gepriesen hätte. Wie er persönlich zu ihnen stand, wissen wir nicht. Die meisten Führungsatteste, die William beibringt, stammen von Franzosen und Schweizern. Deutsche Namen von Klang und Rundebungen von einiger Bedeutung vermiffen wir. Der Verfaffer erzählt, sein Vater habe die hochherzige Gewohnheit gehabt, Liebhaber von Autographen ungestört in feinen Schubladen wühlen zu laffen, und nun fei das Beste verschwunden. Schnurrige Kerle, diese Liebhaber, daß sie gerade bei Karl Vogt die Briefe von deutschen Professoren suchten und mitnahmen! Oder soll das etwa Williams Auswahl rechtfertigen? Da steht aber etwas, was ein angefehener deutscher Professor vor mehr als dreißig Jahren schrieb: zwei Brieflein voller Verehrung und Zustimmung, wissenschaftlicher und sogar politischer (S. 137). Jetzt kann sie der berühmte Absender wieder lesen, und dazu Williams Bemerkung, sein Vater hätte, wenn er diese oder jene „Mitteilung“ des Betreffenden gelesen hätte, auszurußen gepflegt: „Das ist ja haarsträubend! Der Mensch wird verrückt!“ Was würde aber Karl Vogt selbst sagen, wenn er hiervon Kunde haben könnte? Enfant terrible! William erzählt vielerlei aus dem Lande der Barbaren, vom Hörensagen, wie es scheint, darunter recht komische Dinge, so z. B. wie der alte Wrangel auf der Schloßterrasse zu Heidelberg sagt: „Der Nachtigall, die da unten sitzt, das singt am schönsten,“ oder Dorfgeschichten aus der hessischen Heimat, die allerdings stark retouchiert sind, zum Teil schon von Karl Vogt selbst, der noch den Anfang seiner Selbstbiographie herausgegeben hat. Zum Beobachten einfacher Verhältnisse war er nicht harmlos genug, es fehlte ihm das Lachen des Herzens. Seine Komik hat immer etwas beißendes. Wenn er idyllisch sein wollte, wurde er platt. Wir selbst erinnern uns, daß er in den siebziger Jahren etwas, was er für eine Humoreske hielt, in das Zeitungsblatt seiner hessischen Heimatstadt einrücken ließ, um sich den Altersgenossen aus allen Ständen, soweit sie ihn gekannt hatten, wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Er beschrieb nämlich mit einer witzig sein sollenden Ausführlichkeit die Bereitung eines im Volke allgemein beliebten Nahrungsmittels, des Zwetschenmuses oder, wie man dortzulande sagt, „Duetschenhonigs,“*)

*) Die Zwetsche heißt dort im Volke immer „Duetsche.“ Der Bürgermeister einer Gemeinde berichtete seinem Kreisrat, er habe so und so viele „Nußbäume“ pflanzen lassen, und antwortet, als später sein Vorgesetzter statt ihrer Zwetschenbäume sieht, auf dessen Vorhalt kleinlaut: „Freilich finds Duetschebäum, aber der Teufel schreibs!“

und seine Leser waren sehr verstimmt darüber, daß ihr berühmter Landsmann sie nichts besseren für wert gehalten hätte. Seine wirklich guten Witze, die immer scharf und beißend waren, hat man dagegen in Deutschland gern gelesen, und die satirischen Zuthaten in seinen zahlreichen Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts hat man wahrscheinlich höher gestellt als den Inhalt selbst. Seine Bilder aus dem Tierleben, seine zoologischen Briefe und vieles andre wird man noch lange lesen, wenn man Zeit hat, sich eine Erholung zu gönnen. Trotz alles Grimms und Spotts, womit er Deutschland zeit lebens überschüttete, hat man hier nicht verlernt, wenn es berechtigt war, mit ihm zu lachen, und man hält ihn für einen ausgezeichneten Schriftsteller in allerlei Gattungen, namentlich der satirischen. Als Politiker aber und Kämpfer für Menschenrechte und alles mögliche, wovon uns William hier vorfaselt, ihn ernsthaft zu nehmen, wäre in Deutschland allerdings keinem mehr eingefallen. Und wenn die jungen französischen Historiker, die über Republik und Revolution schreiben wollten, in Genf bei ihm vorsprachen, um sich bei ihm ihre vues d'ensemble sur le mouvement libéral et unitaire de 1848 zu holen, so sagen wir von Herzen: Wohl bekomms! Aber als Satiriker lassen wir ihn gelten. Das war wohl ein, wenn nicht der Hauptzug seines Wesens: scharf beobachten, jedem seine Schwächen abgucken und diese in der Darstellung möglichst wirksam verwerten. Hierin stimmen wir ganz mit William überein: *La satire était sa joie et il avait fait de l'ironie sa dixième muse.* Aber das bringt auch Schmerzen. Sogar seine Schweizerbrüder, die Republikaner und Demokraten, konnten es ihm auf die Dauer nicht recht machen. Als sie ihm 1872 eine verdiente Gehaltszulage streitig machten, kannte sein Zorn über ihren Krämerfinn keine Grenzen, und sie mußten ihm anstatt 2000 Franken, die er gefordert hatte, schließlich 6000 geben. Wir lachen über vielerlei satirische Gelegenheitschreiberei aus seinen letzten Lebensjahren, in Versen sowohl wie in Prosa; wir vergessen dabei, wieviel Ärger in ihm aufgestiegen sein mag, bis ihm der Schelm im Nacken saß. Noch ganz zuletzt, in einem Feuilleton, das erst nach seinem Tode erschien, legte er dar, daß die gesamte höhere geistige Kultur der französischen Schweizer, ihr Kalvinismus, ihre église libre und ihre Litteratur angesteckt, verderbt und entwertet sei durch den Geist und die Sprache des — Hebräischen. Sie hätten zuviel in der Bibel gelesen und wären auf diese Weise hinter den katholischen Franzosen, die sich von der Bibel fernhielten, zurückgeblieben. War das Spaß oder Ernst? Wollte er seine Gastfreunde zu guter Letzt noch einmal recht ärgern, indem er ihr geliebtes patois fédéral in eine neue Beleuchtung setzte und damit zugleich den echten Franzosen etwas angenehmes sagte? Ähnlich sähe ihm das wohl.

Etwas andres an ihm hat uns gefreut. Ein Jahr vor seinem Tode fragte eine Pariser Zeitung bei ihm an, was er dazu sage, daß Zola bei den letzten Wahlen zur Akademie durchgefallen sei. Er antwortete: Wenn ich die

Ehre hätte der Akademie anzugehören, so würde ich mich für Zola abgestrampelt haben, wie der Teufel im Weihwasser, aus Bewunderung für die seltenen Gaben usw. usw. (folgen einige Trompetenstöße). Ich gestehe indessen, daß ich Zola sehr selten lese. Ich halte mich in Bezug auf Lektüre an Goethe und an das Wort: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst, und finde bei Zola weder die Heiterkeit, die Goethe fordert, noch den Humor und den Scherz, den ich noch obendrein haben will. — Gut gesagt, Karlchen! Das war ein Klang aus alter Zeit: tamen usque recurrit lasen wir einst im Horaz.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

4. Ein Ehrenhandel



Es ist nötig, geborner Pannewitzer zu sein und die Geschichte der Verschwägerungen und Erbschaften der Pannewitzer Bürgerfamilien bis auf die Väter und Großväter zurück zu kennen, um sich unter den Freundschaften und Feindschaften der Bürger dieses Städtchens zurechtzufinden. Eins sieht man aber schon, wenn man sich auch nur vorübergehend in unserm Orte aufhält, daß nämlich die Stadt äußerlich und innerlich in zwei Hälften geteilt ist; die eine heißt merkwürdigerweise die Sonnenseite, die andre die Schattenseite. Die Herren Ortsarchäologen haben allen Scharfsinn aufgeboten, um diese Erscheinung zu erklären. Sie haben festgestellt, daß der Ort eigentlich nur aus einer einzigen Straße mit ein paar Anhängseln besteht, und daß diese Straße von Osten nach Westen läuft. Sie haben vermutet, daß die Ostergasse, die auf der Südseite der Hauptstraße liegt, mit der altdeutschen Göttin Ostara, der Licht- und Sonnengöttin, in Verbindung stehe — vielleicht hat sich dort ein Altar oder Heiligtum dieser Göttin befunden —, und haben daraus geschlossen, daß die Bezeichnungen: Sonnen- und Schattenseite bis in das heidnische Altertum zurückgehen und die lichte und dunkle Seite der Stadt bedeuten müsse. Dem steht nur entgegen, daß sich die Sonnenseite im Schatten und die Schattenseite im Lichte befindet. Wenn es einem Fremden, der sich erst zehn Jahre in Pannewitz aufhält, gestattet ist, eine Meinung zu haben und eine Vermutung auszusprechen, so möchte ich darauf hinweisen, daß in den vierziger Jahren der Wirt des Ratskellers Johann Schattenberg hieß. Der jetzige Wirt ist übrigens der Schwiegersohn Schattenbergs und heißt Mylius. Gegenüber aber, auf der Nordseite des Marktes, steht der Gasthof zur Sonne. Da sich nun die Menschen nach den Stätten, wo sie ihr Bier trinken, zu gruppieren pflegen, so ist es nicht